

bände: eine Ordnungspolizei, eine Geheimpolizei und eine Militärpolizei.

Im Führungsstab der von Beschir ziemlich gewaltsam zusammengeschmiedeten Einheitsmiliz warb man für die »christliche Kulturtradition« der libanesischen Heimat, und dieses Konzept wurde beinah zum Gegenstück des vom Islam geprägten Begriffs »Arabertum«. Die im Westen bis zum Überdruß wiederholte Behauptung, die von dem betagten Pierre Dschemeijil gegründete Kataeb-Partei »Libanesische Phalangen« sei »faschistisch«, war nur eine Verleumdung durch politische Gegner. In der Umgebung von Beschir hat man jedoch Gedanken entwickelt, die den Einfluß des radikal atheistischen Flügels der französischen »Neuen Rechten« und der Philosophie Nietzsches verrieten. In diesem Sinne äußerte sich schon im Januar 1978 der griechisch-katholische Universitätsdozent Salim al Dschahil, der damals Beschir Dschemeijil auf einer Reise durch Deutschland als Berater begleitete und später in Beirut ein Ministeramt übernahm. Die erschütternden, aber zunächst auch höchst einseitigen Berichte über Massenmorde in zwei Palästinenserlagern in Beirut haben in der Welt einen Sturm der Entrüstung entfesselt. Wichtige Einzelheiten, die zur Beurteilung der Verbrechen und ihres politischen Hintergrunds notwendig sind, waren zum Zeitpunkt der Niederschrift dieses Nachtrags jedoch noch unklar. So berechtigt die Empörung der Weltöffentlichkeit ist, wird man mit der Schuld für die Untaten einer militärischen Gruppe nicht verallgemeinernd die libanesischen Christen oder auch nur deren Milizen belasten.

In keinem Krieg der modernen Geschichte hat man eine Jugend in höchster Gefahr und seelischer Not so allein gelassen wie die junge Generation der Christen im libanesischen Krieg. Auch in der erregten, aber dabei leider erschreckend unsachlichen Libanon-Diskussion dieses Sommers sind in den westlichen Zeitungen und Fernsehstationen die Libanesen selber fast nie zu Wort gekommen. Für seine Anhänger wird der tote Beschir Dschemeijil noch lange eine Symbolfigur bleiben. Nicht an seine Irrtümer und an die von seiner Miliz begangenen Verbrechen denkt man in Beirut zurück, sondern an seine Jugendkraft, seinen Mut, seine Siegesgewißheit und seinen plötzlichen Tod. Aber das wahre Gesicht der christlichen Libanonberge ist anders, es ist viel stiller, es ist besinnlich und in sich gekehrt. Die libanesischen Christen sind immer noch einsam. Sie haben nicht selbstgerechte Empörung und Zorn, sondern vor allem unser Verständnis, sie haben auch Mitleid und Liebe verdient.

## Der Goethefreund Ernst Beutler

Erinnerungen aus der Kriegs- und Nachkriegszeit

*Von Paul Stöcklein*

Der Restitutor des Goethe-Hauses in Frankfurt, Ernst Beutler (1885-1960), ist nicht bloß ein Sammler, Organisator, Schriftsteller und ein Schatzgräber gewesen – erst durch ihn haben wir Goethes Vater wirklich kennen und die Entstehung des Divan genauer sehen gelernt –, er läßt uns überhaupt die Warnung der Ebner-Eschenbach vergessen, ein großer Mann sei nicht immer ein großer Mensch. Beutler war beides. Niemand wohl hat es bezweifelt, der seiner Persönlichkeit, zumal in seinen letzten Jahren, als sich sein Wesen unvergeßlich vergeistigte, nahegekommen ist.

Geist, Herz und Sinne wohnten in ihm nahe beieinander. Die Anmut und Zärtlichkeit, mit der Beutler ein schönes Ding in die Hand nehmen und zeigen konnte, um uns an seiner Freude teilnehmen zu lassen, wobei ihm die Worte immer geschwind von den Lippen sprangen, gleichsam frisch vom Herzen (immer höchst kundige, historisch unterrichtende Worte), waren für diese Einheit ein sinnfälliges Zeichen. Nicht anders war es, wenn man mit ihm auf der Straße ging und er, das witzige Hütchen einer Dame kommentierend, ein historisches Gespräch heiter entfachen konnte. Alles Zeichen derselben Einheit! Aus ihr ging auch die Lebensleistung hervor, die eines Menschen Maß zu übersteigen scheint: Es waren ja nicht nur die bekannten Werke und Ausgaben, es war nicht nur die Rettung und Mehrung des Frankfurter Goethe-Reichs über Krieg und Nachkrieg hinweg (Mehrgang: das Museum besitzt heute die größte deutsche Füssli-Sammlung und an Handschriften z. B. die größte Brentano-Sammlung und die Hauptmasse der Novalis-Handschriften), es war nicht nur die Organisations- und Wiederaufbauarbeit gewesen in den Zeiten 1925 bis 1960, in denen er das Hochstift leitete; was dieses Leben ausgefüllt hatte, war ebenso ein steter Gedankenaustausch mit den Besten der Zeit gewesen; er war ein Meister des Gesprächs, und als Freunde und Korrespondenten tauchen berühmteste Namen auf. Aber ebenso waren es Gespräche mit jungen Menschen, da ließ er sich Zeit, auch wenn er keine hatte.

Er war vielleicht zuerst Augenmensch. Vielleicht sammelte er ursprünglich Handschriften, weil die Züge einer Hand und die Atmosphäre eines Blattes lebendig zu ihm sprachen – aber ebenso sprach der zierliche Griff einer Küchenpfanne oder ein Möbelstück im Goethe-Haus zu seinem künstlerischen und historischen Sinn. Alles verwob sich ihm leicht und sicher, vom Detail aus, zum Gesamtbild. – Wie jede große Begabung hatte solche Empfänglichkeit, solche Intuition auch notwendig ihre Schattenseite. Er hing mitunter liebevoll an einem Detail, z. B. einer visuell anschaulichen biographischen Einzelheit, die er für die Erklärung eines Gedichtes dann überschätzte. Widerspruch fand sein intuitives Vorgehen auch dann, wenn er, die christliche Atmosphäre von Goethes Elternhaus und später den zarten christlichen Hauch über dem Divan deutlich spürend, nun in edler Ungeduld die Kluft zwischen Goethe und dem Christentum eilends schließen wollte. Wir vermeiden heute solche Übereilungen und fallen, der Forschungsmechanik folgend, leicht in die entgegengesetzte, die billige Neigung, diese Kluft zu überschätzen. Manchmal will mir scheinen, unsere mattherzige, sich verzettelnde Genauigkeit werde von seiner liebenden Ungeduld ein wenig beschämt.

Er war ein Mann der Ehrfurcht. Das heißt auch: Er ließ sich überraschen, verwandeln. Er war sehr lebendig; durch Kontakt mit dem Großen – das uns verwandeln will. Er änderte seine Ansichten. Und er prunkte nie mit »Grundlegendem«; »Professoren-Trara« hieß er das im Gespräch. Er schrieb einfach, oft charmant; und er sprach mit dem Leser wie mit seinesgleichen, was doch einem Professor nie leicht wird. Er war Doktrinen, Weltverbesserungen abgeneigt. Der alte Beutler hatte ein innerstes Recht, ein Lieblingswort seines Meisters zu zitieren, ein halb johanneisches, heiter-ernstes Alterswort: »Kindlein, liebet einander, und wenn das nicht gehen will, laßt wenigstens einander gelten«, und ebenso ein innerstes Recht, Goethesche Ehrfurcht vor jedwem Ehr-Würdigen zu fordern. Er sprach sozusagen sich selbst aus, wenn er aus Goethes »Maximen« zitierte: »Eigentlich lernen wir nur von Büchern, die wir nicht beurteilen können. Der Autor eines Buches, das wir beurteilen könnten, müßte von uns lernen. –

Deshalb ist die Bibel ein ewig wirksames Buch, weil, solange die Welt steht, niemand auftreten und sagen wird: Ich begreife es im ganzen und verstehe es im einzelnen. Wir aber sagen bescheiden: Im ganzen ist es ehrwürdig und im einzelnen anwendbar.«

Sein Wesen hatte sich zuletzt, besonders in dem letzten, von Krankheit mitbestimmten Jahr, verfeinert und gesteigert. Keiner wird es vergessen, wie er, den Atembeschwerden die stockenden Worte abringend, bestrebt war, für sein Teil noch etwas Licht und Liebe in die Welt hineinzubringen. Er sprach aufgeräumt, fast heiter; er reiste noch, bei schwindenden Kräften, in Sachen des Museums; er half, wo er konnte; er korrespondierte noch immer mit demselben vehementen Anteil des Herzens – vielleicht deshalb war es früher verbraucht als ein anderes. Er unterhielt sich noch immer mit derselben Anmut, nur sein Gesicht war jetzt von einer sehr hellen Blässe. Das Alter hatte ihm eine reizende Form der Selbstironie gewährt. Einem alten baltischen Freunde (dieser hat es mir jüngst wiedererzählt), der den kranken Beutler beiläufig fragte, welche der so zahlreichen Vorschriften und Einschränkungen der Ärzte er ignoriere, erwiderte Beutler: »Sie sind ein Balte. Ich bin ein Sachse. Und die Sachsen haben immer getan, was man ihnen gesagt hat.« Jene Bildung, die ihn bis in die kleinsten Alltäglichkeiten durchdrang, jene Einheit von Wissen und Leben, die zu Liebenswürdigkeit, Scherz und lächelnder Selbsteinschätzung führte, lebt noch in einem solchen kleinen Zug; außer in Krankheitstagen hat er übrigens niemals getan, was man ihm gesagt hat, weder was ihm die braunen Herren gesagt haben noch was ihm unzählige »Autoritäten« und Laien gegen den Wiederaufbau am Hirschgraben sagten. Da er ein Freund der kleinen Züge war, dürfen vielleicht diese Zeilen dankbaren Andenkens an einen großen Mann – und großen Menschen zugleich – mit einem solchen Detail schließen.

### *Unverhoffte Begegnung*

So weit mein Nachruf – der nun schon zwanzig Jahre zurückliegt, damals an entlegener Stelle gedruckt. Ich empfinde es wie eine Pflicht, noch einmal zu beginnen, es gibt viel Erzählenswertes, es erzählt sich leichter nach langen Jahren. Aus Freundschaftstagen vor allem, mitten im Krieg, wäre zu berichten – 1941 hatten wir uns zum erstenmal getroffen.

Merkwürdig, daß man überhaupt zusammenfinden konnte! Die Wissenschaft war es nicht, welche die Verbindung herstellte. Im Gegenteil! Ich war ein reizbarer Bekämpfer der biographistischen Verständniserschließung von Kunst. In Goethe-Aufsätzen, die ich herausbrachte, kam der Name Beutler nicht vor, nicht einmal in den Anmerkungen, trotz thematischer Nähe. Beutler stand damals auf der Höhe seines Ansehens (1943 erschien sein Divan-Kommentar), er war über fünfundfünfzig, ich knapp über dreißig. Aber ich war wohl nicht der einzige meiner Generation, der damals, im Krieg, ein Gefühl hatte, das sich in die Worte kleiden ließ: »Die Welt steht vor dem Untergang, jetzt wollen wir nicht den Akkusativ erforschen, auch nicht mit der Frage uns beschäftigen, wer wohl Modell gesessen haben mag bei dieser Schönen in Öl, bei jener Angebeteten in Versen. Beschäftigen wollen wir uns aber mit Kunst – weil ohne Kunst der Mensch noch kränker wird, als er schon ist.«

Ich kann hier nicht auseinandernehmen, was daran falsch und was richtig, was sonderbar und was wohlbegreiflich gewesen ist. Mein Gefühl ging eben von persönlichen Erlebnissen aus: Für mich war Goethes Divan ein Zauberreich; einladender hatte ja

Frömmigkeit nie geblüht als in diesen »Liebesgärten«. So weit einig mit Beutler! Aber soll ich jedesmal hinter dem Zauberwort »Suleika« das rundliche Gesicht der Frau von Willemer auftauchen sehen – statt jenes magischen Gesichts, dessen Augen jeden Leser persönlich anblicken, wie es eben die Kunst mit ihren Melodien bewirken kann. Ich fand es nicht ritterlich, die wirklich wunderbare Frau von Willemer, die genug gelitten hatte, hier ständig hereinzuziehen. Wie gut verstand ich Hofmannsthal, der am liebsten die meisten seiner Briefschaften beizeiten verbrannt hätte, wie man schon in den dreißiger Jahren in der Corona hatte lesen können.

Die Freundschaft mit Beutler ist nicht im mindesten getrübt worden, als ich solche Gedanken, zuerst bruchstückhaft geäußert, auf einer Germanistentagung im Zusammenhang vorgetragen habe, das war Anfang der fünfziger Jahre. Von Beutlers Generosität habe ich später noch zu erzählen. Hier berichte ich, um die anfängliche Kluft zu veranschaulichen, noch von einer Idiosynkrasie, die ich mir damals leistete. In Österreich war ich zwar oft, aber die Zimmer, in denen Grillparzer, den ich liebte, gelebt hatte (sagen wir: gelitten hatte), diese verlassen, doch zugänglichen Gemächer zu betreten, war mir nie in den Sinn gekommen. In Salzburg wußte ich nicht einmal, wo das Elternhaus Trakls war.

Im Elternhaus am Großen Hirschgraben dem »Statthalter« zu begegnen, lag also nicht im Gang der Dinge. Da mußte erst der Krieg kommen. Sein Höllenfeuer erzeugte Temperaturen, schuf im totalitären Staat Druckverhältnisse, unter denen vieles zusammenschmolz, was sich sonst nie berührt hätte. Mehr noch: Jetzt enthüllte sich, wer innerlich zusammengehörte, z. B. daß die echten Goethe-Verehrer und die Christen zusammenstehen sollten; in Beutler war beides schon vereinigt; ich spürte es und trat mit ihm in Briefwechsel.

Über Entfernungen hinweg witterten sich die Zusammengehörigen – es ist in jedem totalitären Staat ähnlich –, sie strebten, einer Zugkraft folgend, zueinander hin. In solchen Zeiten blüht das Begegnungsglück.

Eines Tages stand Ernst Beutler vor unserer Wohnungstüre in Bamberg. Er zog seinen Homburg, als meine Mutter öffnete, und stellte sich vor; er habe auf einer Dienstreise einen Abstecher gemacht, er kenne mich ja aus unserem Briefwechsel. Meine Mutter wußte es. Freudige Begrüßung. Ich kam dazu.

Dem Bild eines Diplomaten war seine Erscheinung nicht unähnlich. Man hat gescherzt: er trete auf wie der Botschafter des Reiches vom Hirschgraben. Aber in seinem Gesicht lag, wenn er sprach – und seine weichen, graublauen Augen sprachen mit –, ein herzlicher, ein unzweideutiger Ausdruck der Zuwendung. Gar nichts Egozentrisches, wie sonst bei Koryphäen. Er habe, so hat sein Freund Benno Reifenberg gesagt, ein stets sprungbereites Herz gehabt. Seine Augen: sie wanderten immer. Da die Welt des Sichtbaren lebhaft zu ihm sprach, da die Eindrücke, die er hatte, genau waren und ihm Aufschluß gaben – er sah Gesichtern vieles an, er hatte, von daher, Menschenkenntnis – konnte er nie genug haben an Eindrücken. Es ging alles schnell, wie oft bei solchen Augenmenschen. Dazu paßte es, daß er auch schnell sprach.

Der Vorgang war, wie man sieht, etwas romanhaft. Aber rationale Planung hatte bei dem Abstecher mitgewirkt; Jahre später war es klar zu erkennen. Schon während des Krieges hatte er, viele jüngere Forscher unvermerkt prüfend, aber auch von menschlicher Neugierde und Erfahrungslust beschwingt, sich kommende Mitarbeiter zusammengesucht für die ferne, grau dämmernde Zukunft hinter dem sicher infernalischen

Kriegsende. Alle Mitarbeiter z. B. seiner späteren Artemis-Ausgabe hat er sich tatsächlich schon damals, ohne es uns zu sagen, zusammengezogen; viele Freunde desgleichen hatte er um sich versammelt. Das Nachher hatte er bedacht und durchdacht; seine Ahnungen kamen, wie sich dann zeigte, der Wirklichkeit nahe. Er hatte seine Professur zwar seit Jahren verloren, aber das Hochstift konnte er, nach wie vor, lenken. Er machte viele solche Reisen und Abstecher. Er hatte zu Hause glänzende Mitarbeiter. Sonst hätte er auch allen Eventualitäten des Bombenkrieges nicht so brillant begegnen können.

Ich zeigte ihm an diesem Nachmittag meine Heimatstadt. Die Bamberger interessierten ihn mehr als die Stadt – die er vor drei Jahrzehnten schon einmal gesehen hatte. Natürlich wurden die Gespräche bald politisch; man fand sich vollends zusammen. – Er beobachtete, wie die Bamberger, wenn sie am Portal einer Kirche vorbeigingen, den Hut lüfteten, aus Respekt vor dem Altarssakrament. Er gewährte mit Vergnügen die altmodische Freundlichkeit der Leute, er war in den Wirtschaften begeistert vom Anblick der alten biertrinkenden »Charakterköpfe«. Nirgends war etwas Modernes, nirgends waren »Nazigesichter« zu sehen, d. h. solche, in denen nichts mehr von »leben und leben lassen« war; man konnte von dieser Kleinstadt sagen: »tiefste Provinz« und das Adjektiv lächelnd betonen. Der »Führer und Reichskanzler« mied das schwarze Nest, seitdem er die Spottlust und Wurfsicherheit der Bewohner kennengelernt hatte in seiner sogenannten Kampfzeit; so hatte ich es gehört, und wahrscheinlich habe ich es auch dem Beutler erzählt. (Ich sage »schwarz«. Ach, die »Schwarzen« im nahen Österreich waren leider nicht ganz so sicher.) »Hier ist die Welt noch in Ordnung«, sagte Beutler am nächsten Tag; das war damals noch nicht die Phrase, zu der der Satz später wurde. Ein halbes Jahr später brachte er Goethes Briefe an die Willemers und viele andere Handschriften nach Bamberg, um sie zu dislozieren, d. h. zu sichern. Er interessierte sich für die Persönlichkeiten der Bankdirektoren, sah sich die Keller und Safes an. Es wurde eingelagert. Alles ging gut; Bamberg blieb unzerstört. Und keine fremde Hand hat nach den Schätzen gegriffen.

Der Krieg also preßte Menschen erfreulich zusammen; unter dem Druck seiner Temperaturen konnten die größten wissenschaftlichen Anschauungsdifferenzen verdampfen – wenn nur die eine, die natürliche Bündnispflicht aller ähnlich Gesinnten erfaßt wurde! Bei solcher Bündnispflicht, solcher Neuverständigung möchte ich verweilen. Beutler selbst hat eine Geschichte dazu erzählt. Sie steht in seinem Eckermann-Essay, der den letzten Band der Artemis-Ausgabe, das sind die Eckermannschen Gespräche, begleitet (1948).

Bevor ich sie zitiere, ist von seinem eigenartigen Verhältnis zu Eckermann zu sprechen. Eckermann war ihm ein »Muster«. Ein Mann der Ehrfurcht und der pietas. Beutler knüpfte an den Begriff des »Musterbildes« aus dem Divan an (wobei »Bild« Gestalt bedeutet). Beutler benützte das Wort gern und sagte zum Beispiel: »Ohne Muster geht es nicht.« – Ich konnte ihm kaum folgen. »Eckermann hat doch«, so sagte ich einmal, »allzu devot gedient«, und ich machte, wenn ich mich recht erinnere, eine Anspielung, daß solch treuherzig-selbstverleugnendes Dienen eine verdächtige Ähnlichkeit mit dem in der Staatsjugend gewünschten selbstentmündigenden Dienen habe. »Wenn Sie sich unbedingt an einem deutschen Wort vergreifen wollen«, fiel er mir ins Wort, »so können Sie beides dienen nennen.« So kurz angebunden konnte er sein; und meine Sprache hat er manchenmal korrigiert. Er hat jedenfalls Eckermann geliebt, er hat in ihm auch den Volkserzieher, diesen weltlichen Volksseelsorger geliebt. Die Zielset-

zung war wohl ähnlich in seinem eigenen Leben, so glaube ich. Auch er war ein hochbegabter Schriftsteller wie Eckermann, mit großer Leserschaft, ein Vermittler, der beigetragen hat, daß der Meister mehr gelesen wurde. Beutlers Liebe zu Eckermann ging so weit, daß er nicht recht sehen wollte, wo Eckermann versagt hatte, der doch die Goethesche Sprache edel verharmlost hatte (wodurch er Goethe gewiß auch »populärer« gemacht hat), der in seinem dritten Teil allzu frei, allzu kühn Gespräche erdichtet und dabei (und auch sonst) Goethe dem Pantheismus näher gerückt hat, als es statthaft ist. Beutlers Generosität wollte das alles übersehen (er sah es natürlich, gestand es sich und uns aber nicht recht ein); die in der Tat großen Vorzüge Eckermanns schienen ihm die Mängel geradewegs zu tilgen.

Die Geschichte, wie ich sie nun zitiere, wird an ein Zitat aus Varnhagen nahtlos von Beutler angeschlossen, und zwar an Varnhagens Urteil: das Eckermannsche Werk sei »ein Buch der Frömmigkeit«. Dann heißt es: »Nichts bezeugt dies mehr als ein Vorfall, der sich in Goethes Vaterstadt zutrug, als in Deutschland die Geistlichen in die Gefängnisse geführt wurden. Einer der in Haft Gehaltenen verlangte nach einer Bibel. Der Aufseher sagte bedauernd: die könne er ihm nicht reichen, in der Gefängnisbibliothek sei aber ein Buch, das sei fast ebenso schön wie die Bibel. Er brachte ihm Eckermanns Gespräche mit Goethe.«

»Nur nichts zerreden!« So sagte man damals; das Zeitwort »zerreden« war noch ziemlich neu. Man handelte manchmal auch danach. Beutler jedenfalls hat kein einziges Wörtchen der Geschichte hinterhergeschickt; sieh zu, wie du sie dir auslegst! Jeder wachere Mensch hatte ja in Deutschland ähnliches erlebt; man konnte es verstehen. In der Schweiz war es schon anders, Beutler war schmerzlich erstaunt, als er seine Schweizer Erfahrungen machte.

Dabei war die Gefängnisgeschichte ganz einfach eine Geschichte, die unter anderem davon handelte, wie unverhofft die zusammenfinden, die zusammengehören, die sich helfen können. Es ist die alte Geschichte; dabei geht es um »Frömmigkeit«, um Varnhagens Stichwort aufzugreifen. Der Gefängnisaufseher ist nicht unterscheidungsscheu, sondern bloß etwas unterscheidungsschwach. Aber ist es nicht besonders tröstlich, daß der gute Geist sogar in die Schwachen fährt, zur rechten Stunde. Wer weiß, ob ein *Theoreticus optime litteratus* ein solches Licht so schnell in die Zelle hätte bringen können. »Hauptaperçu, daß zuletzt alles ethisch sei«: Diese Zeile, diesen prädikatlosen, aber vollständigen Satz aus Goethes Planskizze zu seiner Autobiographie (1810) hat Beutler gern zitiert. Ich werde auf diese Zeile zurückkommen.

Beutler war bibelfest. Wahrscheinlich hat er im Zusammenhang dieser Geschichte auch an Christi Wort gedacht: »Ich danke dir, Vater, . . . daß du dies vor Weisen und Klugen verborgen und es den Kleinen geoffenbart hast.« Er hatte übrigens erstaunliche Kenntnisse in der Frömmigkeitsgeschichte des Morgen- und Abendlandes; etwas davon zeigt sein Divan-Kommentar, welcher mitten im Krieg, 1943, erschienen ist. Er hat jedenfalls die Geschichte aus dem Gefängnis nicht deshalb erzählt, um den Unterschied zwischen Goethescher (oder Eckermannscher) Frömmigkeit und kirchentreuer Frömmigkeit zu verkleinern. Es ging ihm vielmehr um die Fortsetzung von Religionsgesprächen, wie sie der alte Goethe geführt hatte, z. B. mit dem jungen Katholiken Boisserée, den Goethe sichtlich liebgehabt hat. Beutler, als Historiker, kannte übrigens den unvorstellbar verworrenen, den müden, geradezu untergangreifen Zustand, in dem sich die christlichen Kirchen am Ende des 18. Jahrhunderts in Europa befunden haben,

ein Zustand, von dem sie erst im 19. Jahrhundert sich wieder erholt haben. Plötzlich nun, mitten im Krieg, haben die Unterdrücker ungewollt die immer noch zögernden Partner, die kirchentreuen und die nichtkirchlichen, zusammengedrückt. Mehr noch: Jetzt konnten Freimaurer und Christen geradezu voneinander lernen, so wie der Freimaurer Goethe und der fromme Boisseree offenkundig voneinander gelernt haben. Beutler sah es, so glaube ich, in solchem Rahmen, und er wünschte wohl, die Partner hätten ihre Bündnispflicht noch länger wahrgenommen als in der Zeit der Unterdrückung, welche ja auch nicht von ungefähr gekommen sei und welche schwerlich auf Nimmerwiederssehen 1945 in den Orkus getaucht sei – wenn der Unterdrückungs dämon auch, zwecks eventuellen Wiederauftauchens, drunten sein Gewand gründlich umfärben würde. Solche Beutlerschen Andeutungen fußten auf Goethes Epimenides-Drama, wo der »Dämon der Unterdrückung« auftritt und auch Kleidertausch stattfindet.

Wie Adorno und Beutler wohl zueinander gestanden haben, das bin ich mehr als einmal gefragt worden (Adorno war mein Fakultätskollege, als ich Anfang 1961 nach Frankfurt kam, wo ich dann fast fünfzehn Jahre blieb). Adorno sprach immer mit Sympathie und mit großem Respekt von Beutler, auch von seiner Leistung. Bei den ersten Gesprächen mit Adorno war ich davon überrascht. Aber es konnte keinen Zweifel geben: Er empfand eine Neigung; er war geradezu stolz, daß Beutler sich ihm auch zugewendet hatte. Adorno war wundersam inkonsequent. Seine gedruckten Gedanken hatten solche Haltung zu Beutlers Wissenschaft nicht erwarten lassen. Und Beutler? Er hat mir nie von Adorno gesprochen, auch in den Schriften fällt der Name nie. Einmal freilich gab es in Frankfurt einen Gesprächsaugenblick, in dem das Thema in Adornos Nähe zu gleiten schien. Aber da verstummte Beutler, das Thema wurde gewechselt. Er verstummte, aber er stand dann doch auf und griff eine Neuerscheinung vom Bücherbord, die er an der Stelle öffnete, wo ein Zettel eingelegt war, und die er mir dann zum Lesen herüberreichte. Es waren die »minima moralia« Adornos. Hinterher hat er nichts dazu gesagt. Der angestrichene Aphorismus lautete: »Noch der armseligste Mensch ist fähig, die Schwächen des bedeutendsten, noch der dümmste, die Denkfehler des klügsten zu erkennen.« Sicher hielt Beutler den Aphorismus für überraschend und für richtig. Ich möchte hier aus einem Gespräch mit Adorno eine Kleinigkeit anfügen, die diesen Aphorismus beleuchten kann. Aus irgendeinem Anlaß zitierte ich ihm einmal im Gespräch einen Passus der österreichischen Aristokratin Ebner-Eschenbach, den ich allerdings nur ungenau im Kopf hatte; er lautete etwa: »Es gibt Kritiker, die sehen am ganzen Achill nur die Ferse. Das ist allerdings der Teil, der am leichtesten zu erkennen und zum Eindruckmachen am schönsten zu benutzen ist.« Ich vergesse nicht, wie begeistert Adorno auf das brillante Wort reagierte; sein Gesicht mit den großen, leicht schreckbaren Augen war einen Augenblick kindlich froh. Schwer begreiflich, daß er von hundert Fersenspezialisten sich huldigen, von ihnen gefährlich sich umringen ließ. Doch zurück zu Beutler! Zurück zu unserer Kriegsbegegnung!

Der Name Hermann Hesses wird in diesem Zusammenhang überraschen. Aber Beutler sprach mir oft von ihm, wenn wir über Politisches oder überhaupt den Zustand der Kultur redeten, er sah in ihm einen Verstehender, Deuter, Ahner, Warner. Er stand mit ihm in brieflichem Austausch; es bestand, offenbar gegenseitig, eine wirkliche Affinität. Eigentlich leicht zu begreifen; man denke an den Hesse der »Morgenlandfahrt«. Daß Hesse Brücken schlagen konnte, er, der mit Hugo Ball und Thomas Mann gleicherma-

ßen befreundet war, daß Hesses Goethe-Verehrung so treu und so differenziert zugleich war – auch das mußte nach Beutlers Herzen sein. Und von Hesses früheren Romanen ist nie gesprochen worden. Als später die Briefe Hesses zu erscheinen begannen, ist mir die Affinität unerwartet verdeutlicht worden. Ich werde einen Brief zitieren, der die innere Nähe für jeden, der Beutler näher gekannt hat, belegen könnte. Es handelt sich um einen ziemlich zornigen Brief Hesses von 1931 (entsprechend diesem Zeitpunkt ist natürlich das ethische Vokabular der älteren Zeit gebraucht), gerichtet an einen unbekanntem jungen Mann, dessen Brief an Hesse nicht erhalten ist; gerade der helle Zorn, das scharf ethische, knappe Argumentieren haben mir die Affinität enthüllt.

»Ihr Brief ist gekommen, er gleicht vielen anderen, die ich bekam. Er zeigt die typische Haltung Ihrer Generation: Zynismus aufgrund von Verantwortungslosigkeit, Verzweiflung aufgrund von Anarchie. Dagegen gibt es kein Heilmittel, es werden Kriege und andere Schweinereien daraus entstehen, daß bei Euch keine Ehrfurcht, kein Wille zum Dienen, keine Lust zur Steigerung der Persönlichkeit durch große Aufgaben da ist. Als Ersatz für Religion und Kultur genügt das bißchen Boxen und Rudern nicht. Ihr könnt nichts dafür, Ihr seid Opfer – aber es ist kein Grund, darauf zu pochen. . .« Beutler hätte sich ähnlich ausgedrückt.

Nun, der von Hesse 1931 vorausgesagte Krieg war eingetroffen, die »Schweinereien« nicht minder, und während der letzten Kriegsjahre zeigte mir Beutler einmal in Frankfurt die vielen Gaben, die er von Hesse erhalten, seit langen Jahren, und las mir manche dichterische Zeile von Hesse aus jüngster Zeit vor. Manchen Text gab er mir leihweise mit. Kaum glaublich – heute schwer vorstellbar – die Wirkung der »Stimme« Hesses in diesem Zeitpunkt, gleichgültig nahezu, was der Inhalt sein mochte. Schon in der natürlichen Sprachmelodie lag etwas Befreiendes und Bestärkendes, etwas Entspannendes, eine Wiederkehr lang entbehrteter menschenfreundlicher Elemente. Und diese Elemente trugen Gedanken, von denen – wenigstens in jenem Augenblick – etwas Klarheit, Stille, Kraft ausging.

Ich muß das erklären, muß wenigstens erläutern, was »Stille« meint. Der Leser möge sich erinnern, wie die reglos stille, provinzielle Eigenart des Alt-Bamberger Lebens auf Beutler gewirkt hat: Wo ein Gestern lebt, kann ein Morgen sein. (Und nur Nazis sagten, ein Neuanfang müsse gemacht und alles anders werden, sogar der Gruß der Menschen auf der Straße – Sirenentöne, wie sie junge Ohren leider schon oft behext haben.) Das Buch des gelehrten Paul Clemen »Lob der Stille« erlebte, auch im Krieg, Auflage um Auflage. Wie war das zu erklären? War das alles nicht bloß Resignation?

Im Landesinneren: Wir waren Gefangene. Wenn die Mauern bersten würden, würden sie uns freigeben, falls sie uns nicht vorher unter sich begraben würden. Im Landesinneren – zumal als die Bomben fielen – lebte und hartete man also einem Moment entgegen. Man mußte sich auf ihn vorbereiten. Jede Vorbereitung ist eine seelische. Deshalb haben wir alle in diesen Jahren das Leise und Althergebrachte gesucht, um uns zu sammeln; unter den Klassikern wurde Claudius einer der meistzitierten. Wie es Beutler in Bamberg geschah, so erging es uns allen: Wir liebten die stillen Wirtsstuben, in denen noch das Kruzifix hing. Beutlers Freund Reifenberg hat Gottesfurcht und Gottvertrauen, mitten im Bombenkrieg, beschrieben und jene Wirtsstuben nicht vergessen – die Gäste dort, die Wirtsleute waren ungefährlich (wie wichtig damals! wie entwickelt war aber auch unsere Menschenkenntnis damals, unsere Menschenwitterung!), diese Menschen waren wärmend in dem Sinne, wie Claudius sagt (an seinen Sohn Johannes):

»Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da . . . wärmt, wenn sie auch nicht redet.« Auch dies ist mit »Stille« gemeint.

Was Gottvertrauen sei, hatte Beutler gerade 1943 in seinem Divan-Kommentar vielfach erläutert. Da gab es zum Beispiel im »Buch der Parabeln« eine Märchenparabel: Ein Wassertropfen fiel aus hoher Wolke; er fiel dem tobenden Meer »bangend« entgegen, der Vernichtung entgegen, »gräßlich schlug die Flut«. Wie er dennoch wunderbar gerettet, aus Todesnähe zu ewigem Leben gehoben wurde, das mag der Leser im Divan nachlesen, wo er auch den Grund der höchst wunderbaren Errettung verzeichnet finden wird: Der Tropfen hatte »Glaubensmut«, bei aller Angst.

Das war eine Geschichte für uns, die wir auch einem Entscheidungsmoment zustürzten. »Glaube . . . ist Hoffnung aufs Unmögliche, Unwahrscheinliche«, so in den »Maximen und Reflexionen« (Nr. 815).

Aber ganz gleich ob gläubig oder ungläubig – jeder damals, inmitten des Wahnsinns, dieses unwillkürlich ansteckenden Wahnsinns, jeder suchte natürlich stille Stätten, suchte die Umgebung immuner, unbeeinflusster, hoffnunggebender Menschen. Schon das Gleichmaß des provinziellen Lebens – alles in althergebrachten Bahnen – war Trost; hatte das Fade solchen Lebens uns früher »gempost«, so verkärten wir es jetzt. Wir zitierten einen weisen Satz des alten Burckhardt mit andächtigem Gesichtsausdruck: »Glücklich die Zeiten, deren Geschichte langweilig ist.« – In Bamberg sagte Beutler einmal: »Nur wo Ruhe ist, können die Menschen denken lernen.«

Soviel zur »Stille«. Es gibt wohl unter jedem totalitären Regime Ähnliches, zuzeiten. – Nach Jahrzehnten konnte ich mir ein Urteil bilden: Es war unser Fehler gewesen, daß wir von jenen Jahren zu tief geprägt wurden, genauer: allzu lange davon geprägt blieben. Da war nach 45 schon jahrelang Friede, da lief schon wieder der volle Betrieb, unsere eigenen komplizierten Prägeerlebnisse aber wollten wir eher festhalten als durchschauen. Wir zogen sie hinüber; wir ließen uns nicht wirklich weiter verwandeln. Die Kluft zwischen den Generationen tat sich vorschnell auf. Wer wußte noch, wovon wir geprägt waren und geprägt blieben? Wer konnte es sich noch vorstellen?

Es gibt eine Analogie. Auch viele Emigranten haben ihre Prägeerlebnisse (Vertreibung und Fremde) verständlicherweise sehr lange festgehalten. Dann galt: »Die Fremde ist nicht Heimat geworden, aber die Heimat Fremde« (Polgar). Kontrast und Analogie zugleich! Ich werde auf unser Verhalten zurückkommen.

### *Der andere Beutler*

Das Beste ist noch zu erzählen. Beutler war nicht streng, auch nicht bewahrungsbeflissen, nicht sorgenvoll, wie man sich einen konservativen Gelehrten vorstellen mag. Er hat sich, wie gesagt, mehr als Schriftsteller gefühlt, als Volkserzieher. Es wehte eine freiere Luft um ihn, höhere Ziele lockten, kühnen Zuschnitt hatten seine Unternehmungen. Er verwaltete gut, gewiß; aber mit sich hielt er nicht haus. Verschwenderisch seine Generosität. Auch seine Gastlichkeit.

Etwas davon kam vielleicht schon in seinem Auftreten zum Ausdruck: in der Art und Weise, wie er mit hingestreckten Händen Gäste empfing – Form und Herz in einem. So auch im Goethehaus. Der Gast war in jedem Fall unbedenklich zu verwöhnen. »Was willst du untersuchen, / Wohin die Milde fließt! / Ins Wasser wirf deine Kuchen, / Wer weiß, wer sie genießt«, so heißt's in den »Sprüchen« des »Divan«. (Das Wort »Milde«

meint, schon damals etwas altmodisch, die freigebige Großzügigkeit, wie sie zu einem wirklichen »Herrn« gehört.) »Er war nicht der Typus eines Gelehrten und noch weniger eines Professors, sondern geselliger, offener Natur wie ein Kavalier des achtzehnten Jahrhunderts. Das gab ihm in allem den Schein der Leichtigkeit und sicherte selbst der minutiösesten biographischen Forschung den weiten Horizont von Welt und Freiheit.« So Emil Staiger über ihn (im Hochstift-Jahrbuch 1962). Die Anspielung auf das 18. Jahrhundert kann ich zwar nicht mitvollziehen, doch das Bild des »Kavaliers« finde ich sehr treffend. Deshalb: Der Kavalier glaubt, daß es Glück gibt. Er glaubt, daß man es erwandern kann – wenn man nur die Wege kennt, wenn man bei Unwegsamkeit unverdrossen bleibt. Er glaubt sogar – und das ist mutig –, daß es Freude gibt, natürlich euphoriefreie – sonst ist es ja keine wirkliche. Vielleicht darf man an Hofmannsthal denken – er war dem Beutler der späten Jahre ans Herz gewachsen –, der Mut und Freude zusammengedacht hat; im »Buch der Freunde« heißt es: »Freude erfordert mehr Hingabe, mehr Mut als der Schmerz. Sich der Freude hingeben heißt: genau so weit das unbekannte Dunkle herausfordern.« Alle Früchte des Mutes und der Hingabe hängen zusammen, und gegen Ende seines Lebens mag Beutler manchmal von der Besorgnis berührt worden sein, der ganze Baum, der diese Früchte trage, kranke heute; aber seiner Natur entsprechend dachte er wohl mehr an Übergangskrankheiten. Nur 1960, in seinem letzten Lebensjahr, scheint Beutler von solcher Frage bewegt und gequält worden zu sein: » . . . Warum sind eigentlich die jungen Leute so verzweifelt?« Ich habe über das Thema nicht mit ihm gesprochen (1960 lebte ich in Saarbrücken und konnte Beutler nur ein einziges Mal in diesem Jahr sehen), aber ich verstehe, daß sein Freund Reifenberg dieser Frage Gewicht gegeben hat – der Leser wird Reifenbergs Nachruf am Ende des Beitrags vorfinden. Vielleicht haben wir alle den »jungen Leuten« zu wenig Mut, zu wenig Mut zur Freude und zu wenig Glaubensmut gezeigt und dargelebt.

Wie schwer es ist, neidlos generös zu sein, erfährt wohl erst der Ältere. Der fast sechzigjährige Beutler sagte über den nahezu zwanzig Jahre jüngeren Kommerell, von dem ich ihm gerade geschwärmt hatte, einen Satz, schnell und beiläufig, wie es seine Art war: »Ich verstehe ihn nicht, aber ich drucke ihn natürlich.« (Er spielte da auf Kommerells Beiträge im Goethe-Kalender an, einem glänzenden Organ damals, das Beutler herausgab, bis ihm Ende 1943 das Papier versagt wurde). Er übertrieb; er nahm natürlich die Qualität, die außerordentliche Qualität jener Beiträge wahr.

Aber ist nicht das Außerordentliche meist so, daß es unsere Blickweite ein wenig überschreitet? Etwas daran verstehen wir eben noch nicht. Es wird dabei an unsere Generosität, an unseren vernünftigen Mut appelliert. Ohne ihn geht es nicht. Ohne ihn blieben wir entwicklungslos; denn nur das Größere, dem wir uns angstlos öffnen, kann uns entwickeln. »Eigentlich lernen wir nur von Büchern, die wir nicht beurteilen können.« Das ist alles andere als Irrationalismus.

Beutler war wandlungsfähig und fähig, auf Wandlung bei Freunden zu hoffen. Er »machte sich kein Bildnis«. Hier noch eine Erinnerung an »väterliche« Generosität. Wenn er mit Kindern sprach, wollte er immer etwas von ihnen erfahren. Er hielt ihre Mitteilungen – und er kannte alle Kinder der Nachbarschaft im Villenvorort, wo er seine Mietwohnung hatte, weil er nämlich auf dem Spaziergang immer bei spielenden Kindern pausierte – für wichtiger als seine eigenen Mitteilungen. Verstand er etwas nicht, wurde sein Zuwendungsernst nicht geringer, sondern größer. Ich treffe heute

noch Menschen, die mir unversehens von ihren Kindergesprächen mit dem nachbarlich wohnenden Beutler voller Wärme erzählen. – Einmal hatte er wieder mit Kindern der Nachbarstraßen gesprochen, da sagte er – wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht – im Weitergehen leise zu mir: » . . . sie sollen uns übertreffen.«

Es lag auch eine väterliche, eine vollkommen neidlose Hochherzigkeit in der Bewunderung, die er manchmal Jüngeren entgegenbrachte; Kommerell ist nicht der einzige Fall. Wenn ich zusammenzähle, über wen ich bewundernde Worte aus seinem Munde hörte – es waren alles Jüngere als er: Reifenberg, Wilhelm Flitner, Ernst Michel, Emil Staiger. Er ließ es sich angelegen sein, daß ich mit all diesen bekannt wurde. Am liebsten hätte er mir wohl noch Jüngere bekanntgemacht, aber die waren eingerückt; und später, in den Nachkriegsjahren, gab es viele äußere Hindernisse.

Die Anerkennungsfreudigkeit war mit Genußkraft gepaart. Richard Strauss hat einmal über die Jeritza gesagt: »Von ihr ist noch jeder falsche Ton ein Genuß.« So etwas hätte auch Beutler sagen können.

Gewiß werden manche sagen, der generöse Mut entspringe, ebenso wie der Mut zur Freude, ganz einfach einem Zug des Herzens, das sei eine Naturgabe – »man hat es oder hat es nicht«. Das wäre nur die halbe Wahrheit, wenigstens in Beutlers Augen wäre es nur knapp die halbe; auch hier folgte er Goethe. Dessen Begriff des Gewissens hat er übernommen; er hat den Menschen in allen Dingen nicht nur naturbestimmt, sondern auch frei verantwortlich gesehen, unterworfen der gewissensbestimmten Pflicht. Das folgende Kapitel wird vom Gewissen handeln.

Eine besondere Ergänzung des Gedankens sei hier angeschlossen. Man muß wissen, wo Großherzigkeit sein darf und wo sie fehl am Platz ist. Unnötig zu sagen, daß sie überall verunglücken wird, wo sie der Nüchternheit nicht mehr verbunden bleiben will und lieber der Stimmung, dem Selbstgenuß gar, nachgibt. Hierher gehört, daß im politischen Tagesgeschehen Generosität nichts zu suchen hat, fast nichts; weniger jedenfalls als im privaten Leben, z. B. im Zusammenleben mit Kindern. Politik: Immer wieder fordern ja Gutmeinende bei jeder aufkommenden politischen Bewegung dynamischen Charakters, man solle generös abwarten, wie sich die junge Bewegung noch »mausern« werde. Nein, die Mißtrauens- und Entlarvungspflicht steht am Beginn. So meint auch Beutler (siehe die Rede »Besinnung« vom Sommer 1945). Wozu sich z. B. die einst makaber beschwingte braune Bewegung schließlich »gemausert« hat, das haben wir erlebt, soweit sie uns am Leben ließ. Also: Hier kein Platz für Generosität!

Wir waren mit Recht allergisch. Beutler ging da sehr weit: Als mir einmal das Wörtchen »prima« entschlüpfte, fiel er mir ins Wort: »Ein gebildeter Mensch sagt nicht prima.« Er reagierte unverzüglich, weil er sprachliche Modebewegungen, besonders Entformungswellen, stets als Anzeichen tieferer Strömungen und Gefahren sah. Er hätte zornig reagiert – dessen bin ich sicher –, hätte er die neuen Bibelübersetzungen und Gebete, hätte er die Duzwelle (der Professor im Seminar: »Wir wollen alle du zueinander sagen«) noch erlebt; er hätte wohl den ihm naheliegenden Satz ahnungsschwer gesagt: »Sind wir wieder soweit?« Wie gesagt, hier schien ihm kein Platz für Großmut, für falsch verstandene Generosität.

Ganz anders beim Blick auf die Geschichte: Sie steht still. Hier hat Generosität gegenüber unseren Vorfahren einen guten Sinn. Sie hilft erkennen.

Ich müßte es an einem Beispiel klarmachen. Aber was immer ich aus Beutlers Werken herausgreifen, aus Gesprächserinnerungen heraufholen möchte, es müßte jeweils so

breit entrollt werden, daß es auf diesen Seiten nicht unterzubringen wäre. Ich rufe wieder einen Schriftsteller zu Hilfe. Bergengruen hat einmal mit so knappen Meisterstrichen ein Beispiel hingestellt, daß ich es zitieren möchte, zumal beide Männer befreundet waren. Da steht in einem posthumen Werk Bergengruens folgende Aufzeichnung aus dem Jahr 1945:

»Diskussionen klären niemals die strittige Frage. Wohl aber fördern sie die Teilnehmer . . . Wäre ich genötigt gewesen, einem der Streitgespräche beizuwohnen, wie man sie in früheren Jahrhunderten führte, um religiöse oder gelehrte Fragen zu lösen, ich wäre vermutlich nach der ersten halben Stunde in vollkommenem Entsetzen und in vollkommener Verzweiflung davongestürzt. Daß Menschen überhaupt geglaubt haben, auf solchem Wege zu irgendeinem Ziele zu kommen, das offenbart, so möchte man meinen, einen Formalismus, vor dessen gespenstischer Öde einem grauen muß . . . Allein nun ist es ja nicht so, daß die Männer jener alten Zeiten Narren gewesen wären. Und immer, wenn etwas aus der Vergangenheit uns völlig absurd erscheinen will, liegt die Vermutung nahe, es stecke hier ein vernünftiger Gedanke, der uns nur abhanden gekommen ist. In unserem Fall möchte es ein besonderer Frömmigkeitsgedanke gewesen sein: Es ist mir wahrscheinlich, daß die Menschen der alten Jahrhunderte, in denen auch die profanen und halbprofanen Dinge noch in einer innigeren Bezogenheit auf das Göttliche verharren, ja in denen eigentlich profane Dinge gar nicht existierten, eine enge Verwandtschaft zwischen dem Gedanken solcher Streitgespräche und dem Gedanken des Konzils fühlten. Sie glaubten fest an das Wort: Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen. Und wie den Konzilien und Synoden, so schien ihnen auch solchen Gesprächen die erleuchtende Beiwohnenheit des heiligen Geists verheißen.«

Diese Betrachtung findet sich in einem 1972 erschienenen posthumen Bändchen mit dem (unglücklichen) Titel: »Geliebte Siebendinge«. Bergengruen ist übrigens jener »Balte«, der in meinem »Nachruf« vorkommt. Beutlers Geschichtsbild, seine Argumentations- und Sprechweise, sie spiegeln sich sozusagen in Bergengruens Text. Charakteristisch besonders der fruchtbar werdende Rekurs auf die Frömmigkeitsgeschichte. Mit Beutler verbindet ebenso die Noblesse; auch Bergengruen ist ein *criticus cunctator* gewesen, der lieber ehrt als »verurteilt«. Es herrscht eben jene Großherzigkeit, welche – anders als es Philosophenart im allgemeinen ist – von den Vorfahren, die sich nicht mehr wehren können, lieber das Bessere annimmt.

### *Die grüne Flamme*

Zum Schluß will ich mit einem Passus von Beutlers Hand den Leser unmittelbar mit der Eigenart dieses Schreibenden bekanntmachen. Es ist ein größerer Passus, und eine Hinführung ist nötig; das Stück setzt so manches voraus, so auch die Kenntnis einer bestimmten Anschauung Goethes – das Gewissen betreffend –, welche dem Goethefreund Beutler wohl so in Fleisch und Blut eingegangen war, daß er sie auch beim Leser still voraussetzte. Ich bitte um Geduld, wenn ich die Goethesche Anschauung zunächst entwickle.

Es gibt in den »Maximen und Reflexionen«, diesem unerschöpflichen Werk (stilistisch ist es das reine Gegenteil der behaglich akademischen Rede, in der sich der Eckermann-

sche Goethe ergeht) Stücke eines klarblickenden, blitzenden Grolls: unwirsche Gedankenabbreviaturen, so kurz, daß sie zum Zitieren einladen. Ich werde ein Stück zitieren, das vom Gewissen handelt.

Das Stück entstammt einer »Reihe«. In ihr hat Goethe – nicht zum erstenmal – den Dünkel der exaktheitsversessenen Cartesianer gebrandmarkt (man nehme die wissenschaftliche Gruppenbezeichnung im weitesten Sinne), die sich zu »Universalmonarchen« aufwerfen und in einer Art methodischer Selbstanbetung jedes andere Verfahren über ihren Leisten schlagen, d. h. zu ihrer hauseigenen Exaktheit, z. B. zum Quantifizieren, wie man heute sagen würde, verpflichtet möchten; es geht ihnen dabei um eine mathematikorientierte Exaktheit, die – zu Hause trefflich – außer Haus nur Unheil anrichten kann, wie Goethe richtig sieht. Überall soll gewiß Strenge walten (»ernst«, »genau«, »rein«, »fein« heißen einschlägige Forderungsworte Goethes); Exaktheit ist aber etwas ganz anderes, ist etwas Engeres; demgemäß nur partiell geboten.

Wer gebietet? Zuhöchst das Gewissen. Sekundär die Fachlogik einer Region. Die Sprache des Gewissens verstehen zu lernen, zum Gewissen in ein »Verhältnis« zu treten (welches Wort im folgenden Goethe-Text vorkommen wird) – das dürfte die erste Forderung an einen jeden in Leben und Wissenschaft sein. Dies ist, im Umriss, der Sinn der »Reihe«.

Das temperamentvolle Stück (mit der Heckerschen Nummer 1392) benützt gleich zu Beginn das Wort »der Mathematiker« als geläufige Abbeviatur; es meint weniger den rechtschaffenen Fachmathematiker als den angehenden »Universalmonarchen« (im obigen Sinne): »Was hat denn der Mathematiker für ein Verhältnis zum Gewissen, was doch das höchste, das würdigste Erbteil der Menschen ist, eine inkommensurable, bis ins Feinste wirkende, sich selber spaltende und wieder verbindende Tätigkeit? Und Gewissen ist's vom Höchsten bis ins Geringste. Gewissen ist's, wer das kleinste Gedicht gut und vortrefflich macht.«

Das Gewissen ist ihm also das Höchste, das Maßgebende, und der mathematikorientierte Anwalt des Exakten scheint nicht zu ahnen, zu welcher Genauigkeit, zu welcher außereakten Genauigkeit das Gewissen auch im »Geringsten« verpflichtet; deshalb wird diesem Anwalt das frappante Beispiel unter die Nase gerieben: daß selbst beim kleinsten Gedicht ein gewissenhaftes Machen stattfinden muß, damit es ein gutes und erfolgreiches Machen werde. – Daß nun das Gewissen sich selber spalten können muß, um sich prüfen, um sich gleichsam fragen zu können, ob es noch »rein«, ob es noch gesund sei, das ist eine Anschauung des alten Goethe, die hier ebenfalls in Abbeviatur auftaucht – und leider hier nicht weiter verfolgt werden kann.

Das »Hauptaperçu, daß zuletzt alles ethisch sei,« wie es in der autobiographischen Planskizze von 1810 heißt, gilt also offenbar überall. Der gewiß edle und elementare Wissenstrieb, desgleichen der Mitteilungsdrang sind also dringend lenkungsbedürftig; jegliche geistige Regung steht offenbar unter dem Richtschwert des Gewissens.

Zur weiteren Klärung eine Geschichte. Wir verdanken sie Soret, der sie gewiß noch etwas stilisiert, doch damit im Kern wohl nur »echter« gemacht hat. In verkürzter Form lautet sie:

»Goethe ging eines Abends mit einem Freunde im Schloßpark spazieren; sie sahen am Ende der Allee ein Paar ruhig dahinwandeln – als sich plötzlich die Gestalten zueinander neigten und sich einen Kuß gaben. ›Exzellenz, haben sie gesehen?‹ ›Gesehen wohl,‹ erwiderte Goethe, ›aber ich glaube es nicht.«

Im Takt spricht das Gewissen. Das Gewissen ist die oberste Instanz. Das heißt also auch: Nicht alles, was einer im Schloßpark sieht, sollte er auch mitteilen, und vor allem: Nicht alles, was einen brennend interessiert, sollte es auch! Das Gewissen entscheide! Im Schloßpark, im Wissenschaftsleben, in der Dichterstube, überall! Beutler setzt diese Auffassung Goethes stillschweigend, wie gesagt, voraus, diese Auffassung, die übrigens zum »alten Wahren« gehört und stückweise schon bei früheren Denkern (z. B. Pascal) aufblitzt.

Der zu zitierende Beutlersche Passus ist eng mit seinem Kontext verwoben: In einem Zusatzband zur Artemis-Ausgabe hat Beutler die »Briefe aus dem Elternhaus« ediert und kommentiert, es ist ein Band, der auch drei literarische »Porträts« von der Hand Beutlers enthält: Vater, Mutter, Schwester. (Beutler hat dieses Buch, das in seinem Todesjahr 1960 erschienen ist, für sein bestes gehalten, auch dafür gesorgt, daß später die drei Essays allein in einem kleinen hübschen Band erscheinen konnten: »Im Großen Hirschgraben«.) Ich entnehme den Passus jener Einleitung, die dem »Porträt« der Mutter vorgelagert ist. Darin prüft Beutler Zuverlässigkeit und Ergiebigkeit der Quellen. Die Frage taucht auf, warum Goethe so viele Briefe seiner geliebten Mutter verbrannt hat. Warum? Da hat also der große Allesbewahrer etwa zweihundert Briefe verbrannt und rund hundertfünfzig aufgehoben. Beutler belehrt uns, daß es fast bei jedem Briefwechsel ähnlich zugegangen sei: Goethe hat eben alles aufgehoben und von Zeit zu Zeit alles entschlossen gelichtet. Die Feuer begleiten alle Phasen des Goetheschen Lebens, sie schonen nicht fremde und erst recht nicht eigene Briefe, auch nicht sonstige Papiere. Warum? Wie? Die etwas kleinkarierte Erklärung »Ungünstiges vernichtet man« greift zu kurz, auch im Falle der Rätin. Beutler geht nun viele Briefwechsel durch und stellt entsprechende Vermutungen an. Er landet achselzuckend bei folgendem Schlußsatz. »Wer weiß, ob nicht auch die Briefe an Charlotte von Stein vernichtet worden wären, wenn nicht die Empfängerin . . . die Schreiben Goethes als schmerzliches Pfand verbrauchten Glückes auf ihrem Schloß Kochberg der Nachwelt hinterlassen hätte.« Dann beginnt Beutler plötzlich zu erzählen – wie nur er erzählen kann – Zitate webt er kundig ein und, nach einigen Seiten, hat er auf überraschende Weise die ganze Frage geklärt; in einer kurzen Schlußbemerkung nennt er das »Kriterium«, wie wir heute sagen würden, nach dem Goethe gehandelt hat, wenn er Papiere lichtete. Hören wir Beutler:

»Das früheste Autodafé, das Goethe seinen Papieren bereitete, fand schon in Leipzig auf dem Küchenherd der Witwe Straube statt. Dann haben sich solche Exekutionen immer wiederholt. Goethe nannte das: die alte Schlangenhaut abstreifen. Unter dem 7. August 1779 heißt es im Tagebuch: ›Zu Hause aufgeräumt, meine Papiere durchgesehen und alle alten Schalen verbrannt. Andere Zeiten, andere Sorgen. Stiller Rückblick aufs Leben.‹ Es ist jene lange Selbstbetrachtung, die mit den Worten schließt: ›Möge die Idee des Reinen, die sich bis auf den Bissen erstreckt, den ich in' Mund nehme, immer lichter in mir werden.‹ Die für uns verhängnisvollste Exekution war die vom Juli 1797 . . . vor dem Aufbruch zu der geplanten dritten Italienreise. In den Annalen heißt es: ›Vor meiner Abreise verbrenn' ich alle an mich gesendeten Briefe seit 1772, aus entschiedener Abneigung gegen Publikation des stillen Gangs freundschaftlicher Mitteilung.‹ Und im Tagebuch heißt es unter dem 9. Juli: ›Briefe verbrannt. Schöne grüne Farbe der Flamme, wenn das Papier nahe am Drahtgitter brennt.‹ – Der alte Goethe hat

sein Verhalten bedauert, was ihn nicht abhielt, auch im späteren Alter noch Jugendbriefe zu verbrennen. Riese, der älteste Schulfreund, in Frankfurt als Jurist Verwalter der Armenkasse, hatte nach dem Tod eines anderen Goetheschen Jugendbekannten, nämlich Horns, die an diesen gerichteten Briefe des Dichters ersteigert und sie Marianne v. Willemer ausgehändigt mit der Bitte, sie nach seinem Tode an Goethe zurückzugeben. Das geschah treulich im Jahr 1827. Goethes Urteil: »Eigentlich waren es uralte, redlich aufgehobene Briefe, deren Anblick nicht erfreulich sein konnte; hier lagen mir eigenhändige Blätter vor Augen, welche nur allzu deutlich ausdrückten, in welchen sittlich kümmerlichen Beschränktheiten man die schönsten Jugendjahre verlebt hatte. Die Briefe von Leipzig waren durchaus ohne Trost; ich habe sie alle dem Feuer überliefert; zwei von Straßburg heb' ich auf, in denen man endlich ein freieres Umherblicken und Aufatmen des jungen Menschen gewahr wird. Freilich ist, bei heiterem inneren Trieb und einem löblich geselligen Freisinn, noch keine Spur von woher? und wohin? von woaus? woein?; deshalb auch einem solchen Wesen gar wundersame Prüfungen bevorstanden«. Aber auch die Straßburger Briefe an Horn sind nicht auf uns gekommen! . . . Da hören wir aus Goethes eigenem Munde, nach welchen Grundsätzen er Briefe vernichtete, er Briefe aufbewahrte. Auch hier ist wie in seinem ganzen Sein und Schaffen ein geheimes seelsorgerisches Anliegen am Werke. Betrachten wir unter diesem Gesichtspunkt, was für Briefe von Goethes Mutter an ihren Sohn erhalten sind . . .«

So weit Beutler. Ich muß seinen Gedankengang leider abschneiden. – Ich darf zur Stärke des Atmosphärischen, wie es in Beutlers Zeilen lebt, etwas sagen. Die Atmosphäre, das Aroma von 1800, die ganze Stimmung, sie werden dem Leser helfen, manchem Goetheschen Ausdruck auf die Spur zu kommen. Die alten Wörter »heiter«, »Trieb«, »rein«, »durchaus ohne Trost«, »woaus«, wollen mit dem Ohr ihres Jahrhunderts gehört werden, sonst werden sie falsch gehört; der Bedeutungswandel ist gewaltig. Man muß dem Leser vertrauen; man kann ihm helfen, wie es eben Beutler mit seiner Erzählkunst, Beschwörungskunst getan hat. (Natürlich hilft die Wissenschaft – ich habe mich selbst an der Klärung solcher Begriffe beteiligt, an denen der Bedeutungswandel genagt hat. Der Platz für nötige ellenlange Ausführungen fehlte in dem Beutlerschen Essay ebenso, wie er mir hier fehlt.)

Das letzte Goethe-Zitat und die anschließende Schlußbemerkung Beutlers sind unübertrefflich knapp, inhaltsreich; das Wort »seelsorgerisch« ist glänzend von Beutler gewählt. Er erkennt bei Goethe die Oberherrschaft des »Gewissens«. Das Gewissen sollte bestimmen, was bewahrt und was verbrannt werden sollte; verbrannt zum Beispiel das, was »durchaus ohne Trost« sei (es ist dies ein dem Kenner der Frömmigkeitgeschichte vertrauter alter Ausdruck, natürlich leicht verweltlicht; solch Goetheschen Sprachgebrauch ahmt Beutlers Wort »seelsorgerisch« virtuos nach). Das also sollte der Nachwelt nicht zugemutet werden, aus Gewissensgründen. Goethe geht da sehr weit: willkommen ist ihm die verzehrende grüne Flamme – in der gewiß auch noch andere Bedeutungen schlummern mögen.

Auch Beutler heißt die Flamme willkommen. Er hat sich im Alter weit entfernt von jenem feuilletonistischen Biographismus, der jedes verlorene Dokument beweint – gar erst wenn es von einer Mutter oder einer Geliebten stammt. Es ist jener Feuilletonismus, dem er früher selbst, in kultiviertester Form, gehuldigt hatte. (Auf die Veranlassung der frühen Essays durch Mitarbeit in der »Frankfurter Zeitung« – eine Mitarbeit, der er sehr

viel verdanke, wie mir Beutler selbst gesagt hat – hat jetzt sein Sohn mit Recht hingewiesen: im Nachwort zur Neuauflage der »Essays um Goethe«, 1980. Die ganze Welt der damaligen Frankfurter Zeitung ist übrigens kürzlich, 1977, in einem meisterhaften Bericht wiedererstanden: »Die Frankfurter Jahre« von Franz Taucher, der auch ein Porträt Reifenbergs gegeben hat: in der Einleitung zu Reifenbergs posthumen »Landschaften und Gesichter«, 1973.) Man könnte aus den späten Lebensjahren Beutlers noch so manchen »kleinen Zug« anführen, der die Veränderung, die wachsende ethische Bestimmung seiner Interessen zeigt. Das bloß Interessante trat zurück – das doch früher seine unersättlich suchenden Augen so sehr gefesselt und beglückt hatte. Das Goethesche Postulat: daß nicht alles, was einen brennend interessiere, es auch sollte, diese ethische Forderung schien er auch für sich verbindlich zu machen. *Conservare*? Gut! Aber zuerst sollte man genau wissen, was *delendum* und was *servandum* ist, so etwa war seine späte selbstkritische »konservative« Sicht. Fragten ihn die unentwegten Frager und Fragerinnen etwa nach Erich Kästners »Goethebild«, konnte es geschehen, daß er kurz angebunden – doch nicht unfreundlich – sagte: »Weiß ich nicht, will ich auch nicht wissen.« Dabei hatte er sich, ich erinnere mich, mit Kästner sehr wohl beschäftigt, kannte ihn auch persönlich; aber er hielt eben die Beschäftigung mit Kästner, dessen melancholischen Moralismus er sehr wohl achtete, für etwas im Alter Ablegbares – zumal er die billigen Keckheiten und kleinen Zerstörungsgelüste Kästners schon immer nicht hatte leiden können.

Liest man das literarische »Porträt« der Mutter zu Ende, so scheint es fast, als habe Beutler die Flamme, die der Forderung des Gewissens den Weg freibrennt, nicht vergessen können. Der Ausdruck »die grüne Flamme« kehrt, ganz ohne Not, in dem Essay noch einmal wieder, fast als blicke er gebannt auf die rastlos verzehrende Flamme. Es wird eine persönliche Bewandtnis damit gehabt haben, vielleicht. Etwas davon scheint im Nachruf seines Freundes Benno Reifenberg angedeutet zu werden, wenn dieser vom Dahingeben, vom willigen Verzehrtwerdenlassen der Lebenskräfte spricht: »Seine letzte große Arbeit, die Herausgabe der Briefe des Rats, der Rätin, der Schwester, seine Anmerkungen dazu und seine einleitenden Bildnisse hat er durchaus als den Gipfel der eigenen literarwissenschaftlichen Tätigkeit empfunden. Er hat in diesem Gefühl lange die Korrekturen und Revisionen gelesen, er konnte sich nicht davon trennen, von den weißen Druckfahnen, in die er mit seinen kühnen gotischen Schriftzügen letzte Verbesserungen eintrug. Er ist überzeugt gewesen, diese Arbeit an vielen, vielen Hunderten von Seiten, in ungezählten Nächten vollendet, hätte ihm die letzte Kraft genommen. Er war traurig darüber, aber sicher nicht verzweifelt. – Seine Lebensdankbarkeit hat nie geschwankt . . . Drei Tage vor dem Hinscheiden fragte er einen Besucher, den er im Krankenzimmer, mit dem hilfreichen und doch todernsten Gerät zur Seite, empfing, wie er einst mit ausgestreckten Händen am Großen Hirschgraben empfangen hatte, während eines Gesprächs: »Sagen sie, warum sind eigentlich die jungen Leute so verzweifelt?« – Er hatte durchaus den Begriff des Ernstes; er verlangte viel von sich, und er wußte, daß es ohne das Gewissen nicht geht auf unserer Erde. Doch sie hat ihm gegrünt, diese Erde. Und er war der Anmut fähig, sie zu preisen.«